



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Alten Meister

Fromentin, Eugène

Berlin, 1903

I.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-60377](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-60377)

I.

Unter den Städten Hollands ist der Haag eine der wenigst holländischen, unter den Städten Europas eine der originellsten. Die Stadt hat eine ausgesprochene Lokalfarbe, die ihr einen besonderen Reiz giebt, und ist dabei doch kosmopolitisch genug, um besser als irgend eine andere geeignet zu erscheinen, als Mittelpunkt des allgemeinen Interesses und der Reiselust zu dienen. So vereinigt sich ihr individueller Charakter mit der Mannigfaltigkeit der geltenden Sitten zu einem Ganzen, das uns unter dem Zeichen besonderer Vielseitigkeit entgegentritt. Mit ihrem Reichtum, ihrer Reinlichkeit, ihrem malerischen Gepräge und ihrem besonderen Zauber, der wie einen Beigeschmack hat von leisem Hochmut, scheint sie uns in der Form der vollendetsten Gastfreundschaft willkommen zu heissen. Wir begegnen da einer Aristokratie des Landes, die viel umherkommt, einer Aristokratie von Ausländern, die sich dort gefällt; imponierenden Vermögen, die aufgesammelt wurden in den asiatischen Kolonien, und die nun hier verzehrt werden, und schliesslich wohl auch gelegentlich einer ausserordentlichen Gesandtschaft, und dies sogar öfter, als für den Frieden der Welt notwendig wäre.

Es ist ein Ort, den ich allen denen zum Aufent-

halt empfehlen möchte, denen die Hässlichkeit, die Plattheit, der Lärm, die Kleinlichkeit oder der eitle Luxus der Grossstadt den Geschmack für die Grossstadt, nicht aber für die Stadt an sich, verleidet haben. Und was mich persönlich anlangt: wenn ich einen Ort mir wählen sollte zur ruhigen Arbeit, einen friedlichen Winkel, wo ich mich wohl fühlen, wo ich eine milde Luft atmen, schöne Dinge sehen, schönere Dinge noch träumen möchte, besonders aber, wenn Sorge und innere Unruhe und Uneinigkeit mit mir selbst mich überkommen sollten, und ich Ruhe brauchte, damit fertig zu werden, und Schönheit, sie zum Schweigen zu bringen, so würde ich es machen, wie Europa es getan hat nach seinen heftigsten Stürmen: ich würde hier meinen Kongress abhalten.

Der Haag ist eine Hauptstadt; man sieht das auf den ersten Blick; und mehr als das: der Haag ist eine königliche Stadt und man möchte meinen, sie sei von jeher eine solche gewesen. Nichts fehlt ihr, als ein ihres Ranges würdiger Palast, um auch wirklich alle ihre charakteristischen Züge mit der Rolle in Einklang zu bringen, die sie schliesslich gespielt hat. Man fühlt es, dass sie Fürsten zu Statthaltern hatte, dass diese Fürsten auf ihre Weise eine Art von Medicis waren, dass ihre Neigung sie zum Herrschen bestimmte, dass sie irgendwo herrschen mussten und dass es nicht von ihnen abhing, dass es nicht hier war. Und der Haag ist eine fürstliche Stadt; das ist für sie ein Recht, denn sie ist sehr reich; und eine Pflicht, denn wo alles in gutem Einklang steht, da sind Schönheit der Sitten

und Wohlstand eins. Sie könnte langweilig sein und ist doch nur regelmässig, korrekt und friedlich. Sie dürfte hochmütig sein und ist doch nur eine Stadt der Pracht und des grossen Zuges. Dass sie reinlich ist, braucht kaum hervorgehoben zu werden; dafür zeugen ihre gutgehaltenen Strassen, das Ziegelpflaster, die gestrichenen Häuser, die blanken Spiegelscheiben, die lackierten Türen und polierten Messinggriffe; und weiter dann ihre Kanäle, deren vollendete Schönheit, darin sich das Grün ihrer Ufer spiegelt, niemals getrübt wird von der Fahrt schlammaufwirbelnder Fahrzeuge, auf denen etwa die Schiffer in freier Luft ihre Mahlzeiten bereiten.

Die wälderreiche Umgebung ist prachtvoll; die Frucht einer fürstlichen Laune. Ursprünglich war der Haag ein Jagdgehege der Grafen von Holland. So erklärt sich wohl die Jahrhunderte alte Passion der Stadt für ihre Bäume, als ein Erbteil von dem Walde, darin ihre Wiege gestanden. Hier bietet sich die Gelegenheit zu herrlichsten Spaziergängen; hier finden die mancherlei Feste statt; Konzerte, Rennen und militärische Schauspiele. Und wenn dieser herrliche Hochwald auch keinerlei unmittelbar praktischen Nutzen gewährt, so haben die Bewohner des Haag doch immer diesen grünen, düsteren und geschlossenen Vorhang von Eichen, Buchen, Eschen und Ahorn unter den Augen, den die anhaltende Feuchtigkeit des Meeres jeden Morgen mit einem neuen, intensiveren und frischeren Grün zu überziehen scheint.

Der grosse Luxus dieser Stadt — überdies der einzige, den sie neben der Schönheit ihrer Wasser und der Pracht ihrer Parks offensichtlich zur Schau trägt —

der Luxus, mit dem sie Winter und Sommer ihre Salons, ihre Bambusverandas, ihre Perrons und Balkons umgiebt, dieser Luxus besteht in einem unerhörten Überfluss an seltenen Pflanzen und Blumen. Diese Blumen kommen von überall her und wandern in die ganze Welt hinaus. Hier erst akklimatisiert sich Indien, bevor es weiter wandert, um in Europa zu blühen. Als ein Erbteil der Nassauer haben die Bewohner des Haag den Geschmack für das offene Land behalten, die Vorliebe für Spazierfahrten im Walde, für den Anblick von Wildparks, von weidenden Schafen und von stolzem, stattlichem Vieh auf weiter grünender Wiese. Der architektonische Stil der Stadt knüpft an das Frankreich des 17. Jahrhunderts an. Aus Asien stammt ein Teil ihrer Liebhabereien, ihr exotischer Schmuck und Duft. Die eigene Behaglichkeit, die das tägliche und häusliche Leben hier auszeichnet, ist von hier erst nach England hinübergewandert und ist von da zurückgekehrt, so dass man heute nicht mehr sagen kann, ob der ursprüngliche Typus in London oder im Haag ist. Kurz, es ist eine Stadt, die man sehen muss, weil sie eine reiche Schale hat, deren Kern aber noch mehr wert ist, als die Schale, da er unter der eleganten Äusserlichkeit zu alledem noch den einen reichen Schatz an verborgener Kunst birgt.

Heute bin ich hinausgefahren nach Scheveningen. Eine geschlossene enge und lange Allee führt in prächtiger gerader Linie hinaus, mitten durch den Wald hindurch. Immer ist es dort kühl und schattig, wie heiss auch aus der tiefen Bläue des Himmels die Sonne scheinen mag, die mich verlässt bei der Einfahrt, die

mich wieder begrüsst beim Austritt. Das Ende der Allee mündet bereits auf die Landseite der Dünen: eine weite wellige Wüste, deren sandige Flächen hier und da mit magerem Gras bestanden; wie an allen unseren grossen Küsten. Ich fahre durch das Dorf hindurch, an den Kasinos, den Badepalästen, den mit den Farben und Wappen Hollands geschmückten fürstlichen Villen vorbei, ich klettere schwerfällig die Düne hinauf, steige auf der anderen Seite wieder herab und bin nun endlich am Strande. Vor mir, grau, in unendliche Ferne sich verlierend, mit Tausenden kleiner Spritzwellen bedeckt, dehnt sich weithin die Nordsee. Wie ist das Bild doch bekannt! Man denkt an Ruysdael, an van Goyen und an van de Velde. Der Punkt, von dem aus sie gesehen und gemalt haben, scheint schnell gefunden. Als seien ihre Spuren seit zweihundert Jahren dort eingegraben geblieben, so sicher möchte man den Platz bestimmen, da sie gesessen haben: das Meer zur Linken, die Düne zur Rechten, wie sie sich immer weiter staffelförmig vertieft, wie sie langsam verschwindet und schliesslich mit dem blassen Horizont in der weichen Luft in eines aufgeht. Das Gras erscheint farblos, die Düne fahl, der Strand monoton, das Meer milchig trübe, der Himmel seidig, wolkig, luftig, klar in der Zeichnung, klar modelliert und gut gemalt, so wie man ihn früher gemalt hat.

Selbst bei Flut erscheint der Strand endlos. Auf der weiten Fläche bilden, so wie früher, auch heute noch die Spaziergänger weiche oder lebendige prickelnde Flecken. Jedes Schwarz nimmt eine volle Note an, jedes Weiss erscheint saftig, einfach und stark. Ein

übermässiges Licht; und doch wirkt das Bild gedämpft. Keine Mannigfaltigkeit der Farben, die Gesamtstimmung von ernster Wirkung. Das Rot ist die einzige lebhafteste Farbe, die in dieser erstaunlich ruhigen Tonleiter, deren Noten so reich sind und deren Gesamttonung so ernst bleibt, ihre Lebhaftigkeit bewahrt. Kinder sehe ich spielen und springen, wie sie auf die Flut zueilen, wie sie sich Höhlen und Löcher in den Sand graben; leicht und duftig angezogene Frauen, viel Frou-Frou, weiss blau und rosa, aber gar nicht so wie man es heute malt; eher wie man es malen würde, wenn Ruysdael und van de Velde da wären, uns zu beraten. Am Strand sind es die nassen Boote mit ihrem feinen Takelwerk, ihren schwarzen Masten, ihrem massiven Rumpf, die Zug für Zug die Erinnerung an die alten braun getönten Zeichnungen der besten Marinezeichner wecken, und wenn ein Badekarren vorbeifährt, denkt man an die mit sechs Apfelschimmeln bespannte Karosse des Prinzen von Oranien.

Man braucht sich nur einige einfache Bilder der holländischen Schule zu vergegenwärtigen und man kennt Scheveningen. Es ist geblieben, was es war. Das moderne Leben hat nichts verändert, als das Beiwerk. Jedes Zeitalter sieht neue Menschen, zeitigt neue Moden und neue Gewohnheiten, was aber will das sagen? Kaum ein besonderer Accent und auch dieser nur in flüchtigem Umriss. Früher waren es Bürger, heute sind es Touristen, aber früher wie heute nichts als kleine male-riche Flecken, die sich bewegen und verändern, flüchtige Erscheinungen, die von Jahrhundert zu Jahrhundert

sich ablösen inmitten dieser gewaltigen Landschaft mit ihrem unendlichen Meer, der endlosen Düne und dem gleichen aschgrauen Strand.

Und während solche Gedanken in mir aufsteigen, rollt dieselbe Flut, die so oft Gegenstand des liebevollen Studiums gewesen, in gleichmässigen Rhythmen gegen den unmerklich zu mir aufsteigenden Strand, als wolle sie in diesem grossen Schauspiel von der Unvergänglichkeit des Wesens der Dinge ein gewaltiges Lied singen. In mächtiger Woge rollt sie mir entgegen, gleitet dann leise weiter, um unmerklich in kleinster Welle zu erstehen; und immer ist es jener gleichmässig rhythmische Ton, der noch um keine Schwingung sich verändert, seit dem Tage, da die Welt besteht. Weithin breitet sich des Meeres leere Fläche. Ein Gewitter ballt sich in der Ferne zusammen und bezieht den Horizont mit schweren, grauen, ragenden Wolken. Heute Abend wird der Himmel voller Blitze stehen und morgen, wenn sie noch lebten, würde van de Velde, würden Ruysdael, der den Wind nicht scheute, und Bakhuis, der wirklich gut nur den Wind wiederzugeben wusste, sie würden hierher kommen, die düstere Stimmung der Dünen zu beobachten und die Nordsee in ihrem Zorn.

Ich bin einen anderen Weg zurückgekommen und bin den neuen Kanal bis zur Prinzen-Gracht entlang gefahren. Auf der Maliebaan waren Rennen gewesen. Die Menge stand noch unter den Bäumen als eine einheitliche Masse gegen deren dunkles Laub, als ob der tadellose Rasen der Rennbahn ein seltener Teppich sei, den man nicht betreten dürfe.

Etwas weniger Gedränge, und es wäre eines jener Gemälde von Paul Potter, wie ich sie eben vor Augen hatte, wie er sie so geduldig wie mit der Nadel gestickt hat, wie er sie so geistreich in meergrünen Halbtönen gebadet, wie er sie in den Tagen seiner ernstesten und tiefsten Arbeit gemalt hat.

II.

Die holländische Schule setzt ein mit den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts. Wollte man die verschiedenen einschlägigen Daten nur um eine Kleinigkeit zurecht rücken, so liesse sich ihr eigentlicher Geburtstag bestimmen.

Unter den grossen Schulen ist sie die letzte, vielleicht die originellste, jedenfalls kommt ihr an Lokalcharakter keine andere gleich. Zu gleicher Stunde und unter gleichen Bedingungen gestaltet sich in einer merkwürdigen Übereinstimmung eine zwifache Erscheinung zur Tat: ein neuer Staat und eine neue Kunst. Der Ursprung der holländischen Kunst, ihr Charakter, ihr Ziel und ihre Mittel, das Zeitgemässe ihres Auftretens, ihr schnelles Wachstum, ihre charakteristischen Züge ohne Vorgang, und namentlich die plötzliche Art, wie sie entstanden ist, unmittelbar nach einem Waffenstillstand, zugleich mit der Nation selbst, und wie die lebendige und natürliche Blüte eines Volkes, das glücklich war zu leben und begierig, sich selbst zu kennen; alles das ist hundertmal treffend und vorzüglich gesagt worden. Daher ich auch den historischen Teil des Gegenstandes nur kurz streifen will, um desto schneller